

Alan Hollinghurst

DER HIRTEN STERN

Roman



ALBINO
====

DER HIRTENSTERN

Alan Hollinghurst

**DER
HIRTENSTERN**

Roman

Aus dem Englischen von
Joachim Bartholomae

ALBINO
====

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem
Titel *The Folding Star* bei Chatto & Windus, London.
© Alan Hollinghurst 1994

1. Auflage
© 2022 Albino Verlag, Berlin
Salzgeber Buchverlage GmbH
Prinzessinnenstraße 29, 10969 Berlin
info@albino-verlag.de

Aus dem Englischen von Joachim Bartholomae
Umschlaggestaltung: Johann Peter Werth unter Verwendung
einer Fotografie von [stocksy.com](https://www.stocksy.com/)/Demetr White
Satz: Robert Schulze
Printed in Germany

ISBN 978-3-86300-334-0

Mehr über unsere Bücher und Autor*innen:
www.albino-verlag.de

*Les grands vents venus d'outremer
Passent par la Ville, l'hiver,
Comme des étrangers amers.*

*Ils se concertent, graves et pâles,
Sur les places, et leurs sandales
Ensablent le marbre des dalles.*

*Comme des crosses à leurs mains fortes
Ils heurtent l'auvent et la porte
Derrière qui l'horloge est morte;*

*Et des adolescents amers
S'en vont avec eux vers la Mer!*

Henri de Régnier (1892)

Inhalt

Tage im Museum I

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Unterholz II

Kapitel 14

Die Jagd aufs Goldene Kalb III

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Nachweise der Zitate im Text

Die Schwimmbad-Bibliothek

Tage im Museum I

1

Auf der schmalen Insel der Straßenbahnhaltestelle wartete bereits ein Mann, und ich fragte ihn stockend, wohin die Linien fuhren. Er erklärte es mir höflich und detailliert, als ob ihn das auch persönlich interessierte; doch ich verstand ihn nicht. Ich fand seine grauen Augen und das übertriebene Lächeln bezaubernd, auch die weißen Farbkleckse auf seiner Nase und in seinem dunkelblonden Haar. Ich nickte und erwiderte sein Lächeln, und er versank in wohlerzogene Nachdenklichkeit, die Hände in den Taschen, und blickte die leere Straße hinunter. Ich beschloss, ihm zu folgen.

Die Straßenbahn näherte sich geräuschlos, die Scheinwerfer eingeschaltet, obwohl der Himmel noch hell war: Nr. 3, die Ringlinie. Wir kletterten zusammen die Stufen hinauf und ich bat ihn um Hilfe am Fahrkartenentwertungsautomaten, der ein Pling von sich gab, als hätte ich einen Preis gewonnen. Er schwang sich auf den Sitz hinter mir, und ich spürte seine beiläufige Gegenwart, während wir von Haltestelle zu Haltestelle zockelten, vorbei an Kirchen und Kanälen; er piff ein kleines Lied, und sein Atem streifte die Haare in meinem Nacken. Ich dachte, bald werde auch ich solche abendlichen Gewohnheiten entwickeln und der Anziehungskraft einer unbekanntem Vorstadt, einer Bar oder eines Liebhabers folgen. Ich drehte mich um, um ihm eine weitere Frage zu stellen, die ich mir zurechtgelegt hatte, doch genau in dem Moment schien die Geschwindigkeit der Bahn nachzulassen und sie kam zum Stehen. Draußen wartete eine junge Frau, sie rauchte und winkte vergnügt. Mein Freund sprang ab,

hakte sie unter und schlenderte davon, während die Falttüren sich mit einem Seufzen schlossen.

Ich fuhr weiter, an der Börse vorbei, die ich kaum beachtete, und fragte mich, was ich erwartet hatte. Für die nächsten zwei oder drei Haltestellen hatte ich den Wagen für mich allein; ich spürte, dass der Fahrer sich wunderte, und starrte entschlossen aus dem Fenster, während wir durch nichtssagende Stadtviertel fuhren; dann bekam ich Panik und läutete. Als die Straßenbahn weiterfuhr, war ich ganz allein, und plötzlich wusste ich, anders als noch am Bahnhof oder im Hotel, dass ich in einer fremden Stadt angekommen war, in einem anderen Land. Ein Teil von mir erschrak über diesen schlichten Ortswechsel.

Es war niemand sonst auf der Straße, die zur Kirche hinaufführte, niemand auf dem schäbigen Platz, den ihr Turm überragte. *Sankt Vaast*: ein hässlicher alter Klotz mit einem Vorbau voller Schnörkel und abbröckelndem gelbem Stuck und einem Ziergiebel voller Vogelnester. Sie war natürlich verschlossen: Kein spätes Licht schimmerte aus einem Fenster der Sakristei – keine Versammlung des Chors nach der Arbeit, um das selbstkomponierte Te Deum ihres Dirigenten oder irgendwelche bedrohlich klingenden flämischen Motetten einzustudieren. Schaudernd ging ich weiter.

Von der gegenüberliegenden Seite des Platzes führte eine Gasse in eine noch trostlosere Gegend hinaus. Die Straßenlaternen flackerten rosa, als ich näherkam, doch sonst geschah nichts. Die Bauwerke waren großartig, wie in Dunkelheit versunkene Kinopaläste, die unteren Fenster mit Brettern vernagelt und mit Plakaten für Rockbands und dem falschen Grinsen der Politiker beklebt, die für die Wahlen im vorigen Jahr kandidiert hatten. Über den mit Vorhängeschlössern verriegelten Gittern der Eingänge waren in fortschrittlicher Art-déco-Schrift noch die Namen von Zeitungen, Druckereien und Maschinenbaufirmen zu lesen. Man spürte, dass hier die Nächte einst geräuschvoll

durchgearbeitet worden waren und dass die Stadt mit boshafter Gelassenheit den richtigen Moment abgewartet hatte, um dem Einhalt zu gebieten und die Totenstille wiederherzustellen. Am Ende der Straße sah man das lange, geschmacklose Portal eines Hotels, des *Handelshof und Hospiz*, an der Eingangstür noch immer ein Messinggeländer und die roten und blauen Aufkleber der Automobilklubs. Vorbei an den Geistern anreisender Gäste, drängelte ich mich die Stufen hinauf und spähte durch die pompösen Glastüren hinein in eine riesige Halle voller Schmutz und Gerümpel.

Zurück in der Innenstadt, stand ich in einer ziemlich vollen Bar. Ich hatte ein paar Gläser getrunken, mein Möglichkeitssinn fing wieder an, sich zu regen, und ich sagte mir, dass ich das Recht hatte, ein wenig herumzutrodeln – ich war gerade erst angekommen und hatte Zeit, so viel ich wollte. Durch den Rauch meiner Zigarette hindurch sah ich im kupfernen Zwielflicht einigen Fremden zu; manche plauderten, manche hielten sich umschlungen, andere standen unbeteiligt für sich allein. Die Bar hieß *Kassette*. Ich stellte mir vor, dass in einem Monat oder zweien diese ersten Eindrücke der Messingzapfhähne, Bleiverglasung und kleinen ausgemalten Nischen verblasst sein würden und ich das Verhalten der beiden Barkeeper, von denen der eine mürrisch, der andere zuvorkommend war, als selbstverständlich hinnehmen würde. Ich schmunzelte über meine Erwartungen, meine Bereitschaft zur Veränderung und die Lust, mich zu verlieben, an diesem ganz gewöhnlichen Abend in der einzigen Schwulenkneipe der Stadt mit ihrem nachgemachten Tudor-Ambiente.

Ich dachte, ich sollte vielleicht irgendwo etwas essen gehen, aber erst einmal bestellte ich noch ein Bier. Das Bier war süffig und leicht, man konnte so viel trinken, wie man wollte. Ich reckte mich und gestand mir ein, wie müde ich war. Wegen der Abreise war ich im Morgengrauen

aufgestanden; meine Mutter hatte mir wortlos geholfen und mich zum Zug nach Dover gefahren, unfähig, ihren Kummer und ihre Besorgnis zu verbergen. Ich hatte Mitleid mit ihr und fühlte mich darin bestätigt, das Richtige zu tun. Es war etwas, das ich nicht erklären konnte, auch wenn Erklärungen erwartet wurden. Ich hatte widerwillig gemurmelt, das Leben gehe weiter, und dass der Job auf dem Festland nur vorübergehend war; geschwiegen hatte ich von dem dunkleren Gefühl, dass ich das Ende der Jugend längst erreicht hatte und mit Bedauern und unerwünschter Begierde zu denen zurückblickte, die wirklich jung waren.

Direkt vor mir stand ein Junge mit dichtem hellem Haar, einem langen Gesicht und ziemlich großem Mund - offenbar ein Einheimischer. Ich sah, dass der ältere Mann, mit dem er redete, sein Glück kaum fassen konnte und es mit linkischer Entschlossenheit festzuhalten versuchte, wogegen der Junge seine ständigen Umarmungen gelassen hinzunehmen schien. Von Zeit zu Zeit fing ich den Blick des Jungen auf, der dabei weiterredete, als ob ich nicht da wäre. Ich malte mir träge aus, wie es wäre, mit ihm zusammenzuleben.

Ein mittelalter Mann im Anzug kam herein und stellte sich zu mir; er fing sofort an, von seinem beruflichen Erfolg zu reden. Ich war höflich wie immer, aber er merkte vermutlich, dass mich sein Verhalten ärgerte. Er sah sich häufig um und suchte meine Zustimmung zu seinen Kommentaren über die anderen Anwesenden; mehrmals stellte er sich Jungs, die aufs Klo wollten, in den Weg und nutzte dann seine Entschuldigung zu einer schnellen kleinen Umarmung. Sex stand definitiv an erster Stelle auf seiner Tagesordnung, aber auf eine nicht besonders schmeichelhafte Art schien er mich selbst nicht als sexuelle Möglichkeit wahrzunehmen. Er fragte, ob ich irgendwelche Kontaktnummern hätte. Ich sagte Nein und fragte mich dann, zu wem die wohl Kontakt herstellen würden. Ich konnte ihm meine merkwürdige sexuelle Sparsamkeit der letzten paar Jahre nicht erklären, diese Enthaltensamkeit trotz

wildesten Fantasien, die magere Diät intensiver anonymen Leckerbissen; ich wusste selbst nicht, wie sich das ergeben hatte. Ich war nicht sicher, ob ich viel von meinem Hotel erwarten konnte, dem *Mykonos*, das in der englischen Schwulenpresse warb. Es war mir beim Einchecken wie der übliche spießige Kaninchenbau vorgekommen; die winzige Lounge roch säuerlich und war verlassen.

Am anderen Ende der Kneipe, neben der Tür, lächelte mir ein Mann kurz und skeptisch zu, schaute weg, schaute wieder herüber. Ich ging auf einen weiteren Drink zu ihm hin, lud ihn ein und starrte beim Bezahlen etwas ratlos auf mein Bündel ziemlich großer Geldnoten, die lauter Porträts mir unbekannter Helden der belgischen Geschichte zeigten. Er hatte etwas Gefährliches an sich, ein kantiges Kinn und etwas Speichel im Mundwinkel, war aber attraktiv und stellte eine unspezifische Herausforderung dar. Er hätte ein Soldat auf Urlaub sein können, unsicher und allein, der darauf vertraute, dass seine Statur und der Stoppelhaarschnitt schon Eindruck machen würden. Im Magen spürte ich das dumpfe Brennen seiner Anziehungskraft, aber er ließ sich nicht anmerken, was in ihm vorging. Wir standen nah nebeneinander und sahen beide zur Hälfte am anderen vorbei; er war der Vordergrund vor dem Gedränge der Männer hinter ihm, einer Hüfte, um die sich ein Arm schlang, Fingern, die leicht eine Wange berührten. Der mürrische Barkeeper, mit Bartschatten und Halskette, zapfte die Biere und brummte meinem Freund etwas zu, der so tat, als höre er es nicht. Als er dann die Hand nach dem vollen Glas ausstreckte, sah ich auf seinen Fingern die tätowierten Buchstaben R, O, S, E.

Er war schweigsam und angespannt und reagierte nicht besonders interessiert auf das, was ich sagte. Ich spürte, dass er unter den Männern hinter mir nach lohnenden Objekten suchte; oder er blickte in sein Glas, von bitteren Gedanken verfolgt. Ich fragte ihn, ob er in der Marine sei, und er wedelte wegwerfend mit der tätowierten Hand, ohne

Ja oder Nein zu sagen. Ich begann mich zu fragen, warum ich mich mit ihm abgab. Doch dann, mit einem Lächeln, als wäre er einfach nur schüchtern und seine Suche nach Zärtlichkeit ginge auf Kosten seines Stolzes, sagte er: «Und was machst du so?»

Ich sagte ihm, dass ich Lehrer sei und hierhergekommen war, um zwei Jungs in Englisch zu unterrichten.

Das beeindruckte ihn nicht gerade; es wirkt nur auf die, die selbst gern gelernt haben: Ich sah eine Skepsis in seinen Augen, als ob er sich fragte, ob er vielleicht vergessen hätte, seine Hausaufgaben abzugeben.

«Dann kommst du also aus London?»

«Etwas weiter südlich. Du hast bestimmt noch nie davon gehört; der Ort heißt Rough Common.»

«Und weshalb, um Himmels willen, kommst du dann hierher?»

Im Grunde brauchte ich mich kaum zu wundern, dass mir beiläufig und wenig neugierig solche harten Fragen gestellt würden. Wieder kam es mir so vor, als würde ich tief im Innern von Motiven geleitet, die viel zu dürftig waren, als dass man sie anderen erklären konnte. Es hatte mit einer Kindheit und Jugend im Haushalt eines Sängers zu tun, täglich von der Ausübung der Kunst begleitet, und damit, dass diese kleine alte Stadt für ihre Musik und ihre Bilder berühmt war; ich konnte es mir selbst nicht so recht eingestehen, doch es verunsicherte mich, dass alles hier wie abgestorben war, diese Luft wie in einem geschlossenen Museum, die Erkenntnis, dass alles, was hier je geschehen war, schon Jahrhunderte zurücklag. Ich sagte: «Na ja, ich wollte flämisch sprechen; die Familie meiner Mutter war flämisch, ich habe die Sprache in der Schule gelernt. Manchmal merkt man erst später, wozu das, was man gelernt hat, gut ist.» Als ich in den letzten Monaten Selbstgespräche geführt hatte, um mein Flämisch wiederzubeleben, hatte ich mir vorgestellt, die Gespräche würden flüssiger verlaufen, wenn erst einmal die heiteren

Beispielsätze aus der Grammatik von echten Bekundungen der Leidenschaft abgelöst wurden.

Er fing an, von all dem Geld zu reden, das ich dabei hatte, und ich sagte: «Aber das ist alles, was ich besitze, ich bin schrecklich arm!» Ich klopfte auf das Bündel Geldnoten, das ich hinter dem Reißverschluss meiner Jackettasche aufbewahrte, und er sah mich mit einer freundlichen Skepsis an, die mir sagte, dass er von den Reiseschecks wusste, die zwischen meinen Hemden im Hotelschrank lagen, und von meinem soliden familiären Hintergrund, weshalb ich niemals durch die Maschen des Netzes fallen könnte. Als ich dann die Botschaft seiner Augen las, die Pupillen so groß wie Stecknadelköpfe, versetzte das meiner bürgerlichen Seele einen kleinen Schock. Ich wusste nicht, ob ich etwas dazu sagen sollte, war mir auch nicht vollkommen sicher, ob ich recht hatte. Drogen machten mir Angst und lösten den machtlosen Wunsch zu helfen aus.

Ich gab die beiden nächsten Runden aus – ich konnte ja nicht so tun, als fehlten mir die Mittel dazu; er akzeptierte sie leicht irritiert, als wäre es ein Zeichen von Abhängigkeit, wenn er mir danken würde. Ich war offenbar das Opfer eines Gauners geworden, jemand, der ihn noch nicht durchschaute, ein unverbrauchter Narr am ersten Abend meines kapriziösen kleinen Exils, betrunken und hungrig nach Kontakt. Manchmal kratzte er sich mit dem Daumnagel die Brust, und das leise Knistern seiner Brusthaare unter der Baumwolle des Polohemds erfüllte mich mit einem staunenden Bewusstsein seines ganzen Körpers, so präzise, als ob er nackt neben mir lehnte.

Ich bot ihm eine Zigarette an, aber er schüttelte verächtlich den Kopf. «Ich muss irgendwie an Geld kommen», sagte er und schaute weg von mir, als würde er mir die Beteuerung meiner Armut glauben. Ich sah, dass es vorbei war; er hatte sein Ziel nicht erreicht, mir nicht einmal seinen Namen gesagt. In Gedanken nannte ich in einfach Rose, wie in *Die tätowierte Rose!* Ich fürchtete, es wäre

zwecklos, die literarische Anspielung zu erklären. Ich murmelte: «Was für Stoff nimmst du denn?»

Er schwieg; ich hätte ihn für arrogant gehalten, wenn ich seine Verzweiflung nicht gespürt hätte. «Schlimmes Zeug», sagte er schließlich mit fester Stimme, aber er wollte nicht verraten, was. Dann, mit wenig überzeugendem Interesse: «Und wem bringst du Englisch bei?»

«Einem Paar Jungen fürs Erste.»

«Nur zwei.»

«Ziemlich schwierige Jungs.» Er nickte. «Sie haben irgendwelche Probleme gehabt», versicherte ich ihm. «Der ältere sieht ziemlich sexy aus.»

Rose schnaubte leicht. «Hätte mir denken können, dass es dir darum geht.»

«Nein, nicht. Ich kann ihn dir zeigen, wenn du willst.» Und es stimmte, ich hatte seine Papiere bei mir wie das Andenken an einen Liebhaber, an einen Bekannten vielleicht, dem ich erst noch begegnen würde. Ich zog den Umschlag aus der Brusttasche und nahm das gefaltete Blatt mit dem Foto heraus, das in einem Automaten gemacht worden war, Luc Altidore, 17, Interessen: Geschichte und Kunst. Da lag es nun auf dem feuchten Tresen, leicht besorgt Rose dargeboten, als wäre ich auf der Suche nach diesem Jungen und glaubte, er könne das Bild wiedererkennen und mir einen Tipp geben. Gewiss würde niemand diese bleiche Maske vergessen, mit den breiten trockenen Lippen und dem in die Stirn fallenden Haar, in den Augen durch den Kamerablitz eine rebellische Leere, als wäre er mit seiner eigenen Schönheit nicht einverstanden. Ich erinnerte mich vage, ihn bereits im Traum unterrichtet zu haben, ich hatte die glimmenden Stunden des Unterrichts von Angesicht zu Angesicht mit ihm durchlebt.

Für mein Gegenüber war ich weniger liebenswert geworden, als hätte ich durch die verkommenen Verlockungen der Literatur bereits Macht über den Jungen erlangt.

«Ich werde wohl noch andere Jobs annehmen müssen», sagte ich. «Ich brauche das Geld. Außerdem will ich nicht den ganzen Tag Bücher lesen.» Ich fuhr mit der Hand über seinen Unterarm und spürte, wie er vor unterdrücktem Verlangen vibrierte, ihn zurückzuziehen.

«Warum nicht?»

Ich zögerte und sagte: «Bücher sind ein Haufen Dreck.»

«Da liegst du wirklich falsch», sagte er wütend. «Du hast Glück. Du bist Lehrer. Bücher sind dein Leben.» Und er ging fort und ließ mich mit nichts als der persönlichen und einsamen Befriedigung über mein Larkin-Zitat zurück, was möglicherweise den Beweis für seinen letzten Satz lieferte.

Als ich vom Klo zurückkam, sah ich, dass er unterwegs zum Ausgang war, den Arm um die Schulter des Langweilers im Anzug gelegt, dem ich früher am Abend entflohen war und dessen Gesicht durch diese allzu plötzliche glückliche Wendung ganz verwirrt und gerötet war.

Im kargen Stadtmuseum schleppte ich Cherif ab, einen Marokkaner, aber in Paris geboren und nicht beschnitten. All diese sittsamen nordischen Heiligen und introvertierten Jungfrauen brachten mich etwas aus dem Gleichgewicht – es war nicht einer darunter, der dich willkommen hieß oder deinen Blick erwiderte, wie es die schwarzäugigen Götter und Heiligen Italiens so oft taten. Absurd, aber ich wünschte mir eine Begrüßung, auch über fünfhundert Jahre hinweg. Hier hatten alle die Augen gesenkt oder sahen mit einer Attitüde vorwurfsvoller Reinheit in die Ferne. Auch die frommen, wenig schmeichelhaften Porträts von Würdenträgern mit Kappen oder Hauben waren von stolzer Enthaltbarkeit. Vor ihnen versammelten sich respektvolle Grüppchen sonntäglicher Paare in raschelnden Regenjacken (der Tag hatte mit einer unsicheren Wetterlage begonnen).

Jedenfalls waren sie nicht nach Cherifs Geschmack. Er drückte sich kopfschüttelnd und sackkratzend vor einem höllenparadiesischen Bosch herum. Später erzählte er mir,

dass er dort schon öfters Männer aufgerissen hätte: Von Malerei verstand er wenig, doch er begriff die Tiefenströmung von Museumsbesuchen, die Kunstbeflissenheit des Einzelgängers, Spiegelungen in der Glasscheibe vor einem dunklen alten Martyrium, gerechtfertigten Müßiggang, träges Taxieren, das Tempo der Verfolgung von Saal zu Saal ... Ich stellte mich neben ihn und wir zeigten uns gegenseitig die ekligsten Missbildungen im Garten der Lüste: die Dame mit dem Schweinearsch, den Schneckenmann, die Hure mit den Hummerzangen. Mein Freund schob die brave Tweedmütze, unter der seine dunkle Hautfarbe und die spröden schwarzen Locken anrührend deplatziert wirkten, in den Nacken und grinste mich auf eine Weise an, die von keiner kunstgeschichtlichen Frage angekränkt war.

Wir wanderten an den sauren Predigten der Stilleben vorbei (die Fliege auf der Zitrone, Überfluss, der verdirbt) und durch das Treppenhaus in menschenleere Galerien mit jüngeren Bildern: wächserne Historien-Tableaus, bräunliche Bauernhäuser, Abenddämmerungen in phosphor und violett, die Sphingen und Athenen der hiesigen Symbolisten. Und eine von ihnen hob die Hand zum besorgten Gruß – eine Frau mit unfrisiertem rotem Haar, roten Ohrringen und einer entblößten Brust. Ich beugte mich vor, um die Beschriftung zu lesen: «Edgard Orst: ‹Jadis Hérodias, quoi encore?›» Auf die Aufseherin mit ihrem Dienstabzeichen, die durch die Säle ging, um uns im Blick zu behalten, müssen wir wie ein Paar gewirkt haben, das vom Zusammensein ermüdet die Zeit tots schlägt, in der Hoffnung, dass die Kunst ihm hilft, einen verregneten Sonntag zu überstehen, doch am Ende von den Bildern ebenso gelangweilt ist wie sie. Cherif fing meinen Blick auf, und ich musste angesichts der heimlichen Gewissheit unseres Plans schlucken.

Ich dachte, Cherif könnte in seiner braunen Lederweste und den Arbeiterstiefeln selbst im *Mykonos* als zu ungepflegt oder gar als möglicher Unruhestifter angesehen

werden, aber das erwies sich als britisches Klassendenken. Der Rezeptionist nickte ihm gelassen zu, als der Schlüssel übergeben wurde. (Und dann dachte ich, vielleicht hat Cherif seine Kundschaft schon öfter hierhergebracht; und hatte der Rezeptionist nicht selbst etwas Durchtriebenes und Kaltblütiges an sich, in seiner Doppel- und Dreifachrolle als Barkeeper und Staubsauger im Fernsehzimmer?)

Kaum hatte ich die Tür geschlossen, fiel er über mich her, rammte mir die Zunge in den Mund und schob mir die Brille schief nach oben in die Haare. Er war ein Tier, so wie man sich den andern wünscht. Eine oder zwei Sekunden später fuhr er mir mit der Hand über den Hintern und forderte mich mit der anderen auf, seinen Schwanz zu reiben, der ihm im rechten Winkel hart aus seiner weiten alten Jeans ragte.

Auf dem Weg vom Museum hatten wir eine Brücke passiert, über Schwäne und ein leeres Touristenboot hinweg, auf dem unbeachtet das Tonband mit den Kommentaren des Fremdenführers lief. Plötzlich hielt er mir auf der offenen Handfläche ein kleines Päckchen hin, in dem sich ein plattgedrückter Gummiring abzeichnete. Ich machte mir nichts aus der wortlosen Bestätigung, wandte aber doch den Kopf ab, zu erfüllt von Gefühlen für diesen Jungen, der erst seit zwanzig Minuten mein Freund war, der nichts für mich empfand, aber ohne zu zögern ganz er selbst war, ein wenig übergewichtig, auf Oberlippe und Kinn bereits ein leichter Schatten. Jetzt saß er in meinem Schoß und ritt mich mit einer gewissen nachdrücklichen Geringschätzung - ich strich mit den Händen über seinen schlanken, vertrauensvollen Rücken und hinauf zu den Schultern, wo sich durch Arbeit stark entwickelte Muskeln trafen und wieder trennten. Ich war froh, dass er nicht sehen konnte, wie ich ihn mit schwermütiger Verehrung anstarrte.

Wir lagen am Ende des Betts und ich zog mich an ihm hoch, um über seine Schulter hinweg in den hohen Wandspiegel zu schauen. Unsere Augen trafen sich, doch diese Intimität irritierte ihn. Und dann, als ich mich dem

Ende näherte, stieg er einfach von mir herunter und trat neben das Bett. Auch ich rappelte mich auf und war im ersten Moment von meiner Reflexion im Spiegel verwirrt, als müsste das Bild erst wieder scharfgestellt werden, da ich die Brille nicht aufhatte, oder als hätte ein sechster Sinn ein anderes Gesicht in meinem Gesicht enthüllt, gespenstische Umriss, die im Silbergrund des Spiegels gefangen waren. Cherif machte einen halben Schritt nach vorn und ließ sich mit den flachen Handflächen gegen den Spiegel fallen, aus dem eine Reihe von Tönen erklang, vielleicht auch aus dem Raum dahinter; und dann sahen wir einige Sekunden lang, wie wir uns ineinander dematerialisierten und sich in unserem Spiegelbild eine Perspektive öffnete - in einen von Jalousien verdunkelten Raum mit gestapelten Stühlen, der seitlich durch eine sich öffnende und schließende Tür erhellt wurde. Cherif seufzte und lachte leise und setzte sich wieder aufs Bett, während ich mir die Hose anzog und dabei von einem Bein aufs andere hüpfte.

Ich hatte die Stadt ziemlich schnell und begierig erkundet und mich dabei immer wieder an einem Touristenstadtplan orientiert, der kleinere Straßen wegließ und berühmte Gebäude in kindlichen, den Maßstab grob verfälschenden Zeichnungen darstellte. Der poetische Effekt dieser Karte bestand darin, mir die Umriss der Stadt so zu zeigen, wie ein Ingenieur im fünfzehnten Jahrhundert, ein Experte für Deichbau und Befestigungsanlagen, sie dem regierenden Grafen erläutert hätte: eine opale, von den Venen der Wasserwege durchzogene Fläche, aufgehängt am breiten Band des Seekanals. Das Industriegebiet, die Armenviertel der Nachkriegszeit, die verkommene Vorstadt meiner Wanderungen am ersten Abend wurden als Ackerflächen gezeigt, was meinen Eindruck verstärkte, dass die ganze Stadt sich erhoffte, die Impression eines Künstlers zu sein.

Es war keine große Stadt, und ihre bedeutenden Bauwerke standen in keinem proportionalen Verhältnis zu den Straßen,

Kanälen und Höfen in ihrer Umgebung, genau wie die schematischen Darstellungen auf dem Stadtplan. Der konische, fensterlose Monolith des Turms von *Sankt Johannes* und die hässlichen grünen Turmspitzen, die ein Baumeister zur Jahrhundertwende dem alten Turm der Kathedrale aufgesetzt hatte, waren nichts als Satelliten des legendären, alles überragenden Belfrieds. Schon aus der Ferne, in Ostende, als wir die Hafenanlagen und die Stadtgrenze passierten, waren diese drei über die weite Ebene hinweg als mysteriöse Dreieinigkeit erschienen, und der Belfried, wie er Abschnitt für Abschnitt mit immer neuen Zinnen zu seiner achteckigen Krone emporwächst, war der am beharrlichsten gen Himmel stürmende von allen.

Heute hing der Himmel tief und die Luft roch sumpfig und dumpf, als ich den Großen Markt überquerte und sah, wie der Maestro des berühmten Glockenspiels – ein junger Mann mit Spatenbart, Kordjackett und Kniebundhose wie eine Figur aus einer ausgeklügelten flämischen Uhr – das Tor aufschloss und die zweihundert Stufen zu seiner Klaviatur in den Wolken hinaufzusteigen begann. Selbst auf dem Großen Markt, unter den Staffelgiebeln der besten Restaurants und den vergoldeten Engeln, die auf dem Rathausdach gelandet waren und ihre Trompeten hoch über Taxistände und Bushaltestellen erhoben, geschah absolut nichts. Ein paar Besucher verließen die verglaste Arkade der Touristeninformation, aber die Schulferien waren fast vorbei und die Reisenden waren zumeist Paare auf Bildungsreise. Ein paar Frauen kletterten mit Supermarkttüten in den einen oder anderen der wartenden Busse, an denen die Namen von Dörfern in der Umgebung zu lesen waren. Hin und wieder fuhr die stille Straßenbahn vorbei. Dies waren die Tage und Wochen eines zeremoniellen Platzes. Und dann ließ das Glockenspiel seine leblose Version eines Volkslieds oder eines Kirchenlieds erschallen.

Die Stille, die darauf folgte, war sehr herausfordernd. Während ich meine Adressenliste abarbeitete, verschmolz

diese Lautlosigkeit mit meinem neuen Verdacht, dass ich beobachtet würde, dass irgendetwas diese morgendliche Leere ausnutzte. Ich merkte, wie erleichtert ich war, als ich in Straßen zurückkehrte, die von ganz normalen Geschäften gesäumt waren, mit roten Pfeilen in den Schaufenstern, die auf Sonderangebote von Würsten oder Kaffee zeigten, Textilgeschäfte und Schreibwarenläden mit hübschen Röckchen, Schultaschen und Farbstiften für die *rentrée*. Und zwischen den rotnasigen Brueghel-Jungs mit ihren Fahrrädern gingen auch andere, die gelangweilt aussahen, stilvoll und begehrenswert. Ich merkte, wie ich staunte, dass auch sie hier lebten.

Ich besichtigte insgesamt fünf Zimmer und entschied mich ohne zu zögern. Die anderen waren unfassbare Horte der Einsamkeit oder zu sehr von Regeln und Auflagen eingeschnürt für jemanden, der endlich das Elternhaus verlassen hat. Es war eine Horrorvorstellung, dort zu liegen, nicht rauchen zu dürfen und zu hören, wie der Wassertank über meinem Kopf sich langsam füllte. In der Regel öffnete mir eine redselige und reservierte Hausfrau die Tür und führte mich herum, verfolgte dann gereizt, wie ich das Bett testete und die Schranktüren öffnete. In zwei Häusern wurden andere bleiche Untermieter auf dem Weg von ihren Zimmern ins Bad abgefangen und zurechtgewiesen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Cherif hier als willkommener Stammgast verkehrte oder dass sich die Romanze meines neuen Lebens unter einer solchen Überwachung entfaltete.

Das Zimmer, für das ich mich entschied, lag so versteckt, dass es mir das Gefühl vermittelte, mit schlafwandlerischer Plötzlichkeit in das geheime innere Leben der Stadt vorgedrungen zu sein. Von der Straße aus war es eine Arztpraxis, ein schlichtes weißes Haus mit einer polierten Messingtafel. Seitlich führte ein verschlossener Durchgang in einen kleinen Innenhof: Das Haus des Arztes grenzte an einige sehr viel ältere Gebäude - rauer roter Backstein,

unter steilen Dächern die Kräne und Luken von Lagerhäusern. Wie in einem kleinen College in Cambridge gab es zwei Treppenhäuser, eins an jeder Seite, die zu leerstehenden Werkstätten, Lagerräumen und im zweiten Stock zu zwei kleinen Wohnungen führten. Eine war gerade von einigen spanischen Mädchen gemietet worden, die andere, billig, aber primitiv, gehörte jetzt mir; der alte Arzt (der im Ruhestand noch manchmal Patienten empfing) sagte mir auf Französisch, wie sehr er sich freute, einen Engländer im Haus zu haben.

Über die ganze Länge der einen Wand erstreckten sich ungewöhnlich tiefe Schränke, jeder mit einer Nummer auf einem kleinen Emailleschild und einer Tür, die sich nur mit lautem Krach schließen ließ. Um sie alle zu benutzen, legte ich Unterhosen in Nummer eins, Schuhe in zwei und Stricksachen in drei; wenn man Nummer vier öffnete, gab man den Blick auf meine Lederjacke frei wie auf ein historisches Kleidungsstück im Kirchenschatz, flankiert von den Monstranzen meiner Lieblingsbecher und -flaschen. Jedes Brett war ordentlich mit alten Zeitungen ausgelegt, die mit Reißzwecken befestigt waren; ich legte den Kopf schräg, um die verblichenen Sportnachrichten und antiken Autotests zu lesen. Die gegenüberliegende Wand war ein hölzerner Raumteiler, dessen Oberfläche ganz rau von hineingeschlagenen oder wieder herausgezogenen Nägeln war; ich fragte mich, was hier wohl gelagert oder gearbeitet worden war und wann man damit aufgehört hatte. Es schien eine ermutigende Umgebung für meine eigenen Projekte zu sein, das wenige an Schreibkram, das ich erledigen würde. Hinter der Trennwand befand sich der Schlafbereich, der fast ganz von einem hohen eisernen Bettgestell ausgefüllt wurde, auf dem drei Personen nebeneinander Platz gehabt hätten. Draußen am Kopf der Treppe war ein kleines Badezimmer mit einem Waschbecken und den Resten eines Spiegels, sowie einer rudimentären Dusche, die tropfte und Rostflecken im Becken hinterließ.

Sobald ich allein war, stellte ich meine Wörterbücher auf, Englisch, Französisch und Deutsch, und meine Notizbücher und Tintenfüller. Ich überprüfte das Geschirr – zwei Stück von allem, auch das ein gutes Zeichen – und schaltete mit einem Quietschen die Kochplatte an. Ich redete mir ein, es spiele keine Rolle, dass es keine Heizung gab – nur einen kleinen Heizlüfter, der Krach machte und Strom fraß. Ich warf mich schwungvoll aufs Bett, dass die lockeren Zieraufsätze des Eisengestells klingelten.

An der Vorderseite meines Wohnzimmers blickte eine bleierne Dachgaube hinab in den Innenhof und hinüber zu den Fensterläden im ersten Stock des Arzthauses; aber an der Rückseite war ein großes Schiebefenster. Es ging nach Westen, zur auffälligen Apsis der Kirche *Sankt Narziss*; auf dem Stadtplan verdeckte die Zeichnung ihres ungewöhnlichen Backsteinturms und der spitzen Laterne mein Haus und den Garten zwischen Haus und Kirche. Ich schob den schweren Fensterrahmen nach oben und blickte in die Stille der belaubten Fläche hinab. Links war das Ebenholzdach über der kahlen Rückwand des Kinos, und rechts ein Kanal, in dem sich die verrottete Hintertür und die großen vergitterten Fenster eines alten offiziellen Gebäudes spiegelten. Der Garten war kein Friedhof, obwohl er von der Kirche überragt wurde. Jemand hatte das Erlengebüsch an den Kirchenmauern zurückgeschnitten und den Bodendecker vergiftet, der noch immer schwarz verfärbt den eingesunkenen Schuppen oder Heizungsraum bedeckte. Es war schwer vorstellbar, wer das getan hatte, denn es schien keine Tür zu diesem Garten zu geben, und am Kanal an der entfernten Kirchenmauer konnte ich ein fächerförmiges schwarzes Absperrgitter erkennen. Das Gras zwischen den Obstbäumen war mit der Sense geschnitten und liegengelassen worden. Als ich mich umsah, entdeckte ich das blaue Band einer Rolle Toilettenpapier, die von oben hineingeworfen und in den Zweigen hängengeblieben war. Etwas anderes konnte ich nicht ganz erkennen, irgendeine

kleine Steinfigur, Herme oder Heiliger, Satyr oder Amor, verdeckt unter einer knietiefen Schicht von Stroh und Laub. Ich wollte dort hinein, doch im nächsten Moment spürte ich, dass es besser war, den Garten für immer unbesucht zu lassen. Seine Schönheit lag nicht so sehr in sich selbst als in seiner Einsamkeit, wie bei jedem von hohen Mauern umgebenen Ort mitten in der Stadt – dem Garten einer tauben alten Witwe oder einem mit Vorhängeschloss abgesperrten Friedhof von Juden oder Trinitariern.

Als ich die Treppe zur Hälfte hinabgestiegen war, blieb ich stehen; ich hörte ein Echo aus einer Zeit vor Cambridge, wo ich das erste Mal ein unabhängiges Leben führte. Ein Kirchturm, irgendwo in Kent, dessen schmale Tür offensteht; eine Konzertprobe ist im Gange, Teil eines Festivals, und mein Vater singt mit. Ich bin ein kleiner Junge und klettere über den Abfall, den der Küster und die Putzfrauen am Fuß der Wendeltreppe aufgestapelt haben, Wischlappen, Besen, aufgerollte Banner, umgestürzte Blumenständer mit trockenem Wasserbecken und verbogene Rollen Maschendraht. Staub und Heimlichkeit. Niemand vermisst mich. Ich gehe höher und höher hinauf, die Hände auf den Stufen vor mir, bis ich zu einem schmalen Schlitz im Mauerwerk komme. Als ich in den Kirchhof hinabschaue, auf unseren *Humber* hinter dem Zaun, den Abhang unter Bäumen, bekomme ich Angst, mir ist schwindlig, ich bin zu weit gegangen. Und dann steigt der Klang des wundervollen Tenors empor, hoch und sorglos, wahrscheinlich Bach, obwohl vielleicht etwas Geringeres, daran erinnere ich mich nicht mehr, nur an das Auf und Ab der von meinem Vater gesungenen Verse, von denen ich meine, sie sehen zu können, wie eine leuchtende Spur im Schatten. Ohne zu wissen warum, setze ich mich abrupt hin und beginne zu weinen.

Zur Kneipe, die Cherif mir genannt hat, war es ein längerer Weg, entlang weitläufiger, verlassener Quays an

weitläufigen, verlassenen Kanälen, nur hier und da von einer Steinbrücke verbunden. Die Wolken hatten sich am Nachmittag aufgelöst, und in der Kühle danach spürte man einen ersten Vorboten des Herbstes. Ich ging durch einen kleinen Park mit leeren Bänken und einer merkwürdig verträumten Ruhelosigkeit in den Bäumen. Dann kamen große hölzerne Bootshäuser, verfallene Bauernhäuser und spielende Hunde und Kinder, die an Fremde nicht gewöhnt waren. Einen Moment lang fragte ich mich, ob ich mich verlaufen hatte, aber da war schon Wannes Kneipe; hinter der Tür war ein Vorhang, und dahinter ein schmaler brauner Raum, in dem einige Männer am Tresen sich die Übertragung eines Fußballspiels anhörten und plötzlich zu schimpfen anfangen. Der langhaarige Barkeeper behandelte mich neutral, oder vielleicht mit milder Feindseligkeit.

Um mich zu beschäftigen, testete ich mein Flämisches mit einer weggeworfenen Zeitung, die sich allerdings als erbittert rechts außen erwies. Ich trank mein Bier zu schnell und bestellte noch eins. Ich wollte wieder mit Cherif zusammen sein, die Suche des ganzen Tags hatte mich zurück zu ihm geführt, und ich spürte Ärger im Bauch, als er nicht auftauchte; später staunte ich über mich selbst und meinen grundlosen Glauben, dass meine Bedürfnisse ausnahmsweise so einfach befriedigt würden. Jedes Mal, wenn die Tür aufging, wusste ich, dass er es war, und beim Anblick seines freundlichen Gesichts und allem, was es verhiess, schluckte ich meine Enttäuschung hinunter, doch es war immer jemand anderer, ein Stammgast, der kurz begrüßt wurde, bevor ihn die Gruppe an der Bar absorbierte.

Außer einer Frau im Morgenmantel, die von hinten hereinschaute, um sich zu beschweren, waren nur Männer hier, und doch wirkte es keineswegs wie eine Schwulenkneipe - es sei denn, es war eine spezielle hässliche Proletarier-Variante. Schließlich brachte ich es über mich, den Barkeeper herbeizuwinken. Ob er jemanden

namens Cherif kenne, französischer Marokkaner, Hafenarbeiter? Woraufhin er eine sehr deutliche Mitteilung machte, dass - wie nennen Sie ihn, Cherif - hier nicht willkommen sei oder irgendwer sonst von seinem Schlag. Ich ging sofort hinaus und machte mich auf den Rückweg, denselben, den ich gekommen war, dieselben Kinder, die sich nach mir umdrehten und mich anschauten, als ich vorbeiging. Der frühe Abend war groß, offen und nicht erstaunt.

Die Stille der Verwahrlosung, die die alte *Sankt Narziss*-Kirche umging, wurde nur durch ihr stündliches Läuten unterbrochen und - wie ich des Nachts feststellte - ein ramponiertes Glockenspiel, das sich herzlos durch ein Kirchenlied klöppelte; jedes Mal, wenn überraschend eine Pause eintrat, weil Töne fehlten, hoffte ich, es wäre endlich vorbei. Es weckte mich um Mitternacht und morgens um sechs, und jedes Mal spürte ich ein Stechen der Verzweiflung über den letzten Abend; ich steigerte mich in ermüdende Straffantasien über Cherif hinein, die irgendwann in leichtem Schlaf ausklangen.

Um zehn ging ich durch strahlendes Urlaubswetter zum Haus der Altidores. Sie wohnten in der Langen Straße, die in einem eleganten, endlosen Bogen aus dem Stadtzentrum hinausführte. Ich zählte die Häuser und erkannte Nr. 39, bevor ich es erreichte: groß und zurückhaltend; vier oder fünf Stufen führten steil hinauf zur schwarzen Haustür im Hochparterre. Ich merkte, wie ich die Neugier auf meine Zukunft unterdrückte, und kam zu unserer ersten Begegnung ohne vorgefasste Meinung, mit einem Tempowechsel in letzter Minute, so wie man einer Herausforderung begegnet; dennoch stand das berührend mürrische Gesicht des Jungen die ganze Zeit vor mir in der Luft, flackerte wie eine subliminale Projektion über Gittern und Giebeln, während sein Nachname wie ein schimmerndes Heldenepos klang: Altidore, das war selbst

ein gotischer Glockenturm, oder ein fahrender Ritter aus Spensers *Feenkönigin* ...

Lucs Mutter öffnete mir nach meinem kurzen, aber verzweifelt klingenden Läuten die Tür; ich trat ein in ein Interieur, das ich nicht erwartet hatte und das ich sofort als Schrein und Werkstatt einer Obsession erkannte. Sie musste die produktivste Nadelkünstlerin Belgiens sein. Der Flur und das Wohnzimmer, in das sie mich schob, waren mit ihren Arbeiten dekoriert. Große Wandbehänge, fast schon Teppiche, die Motive wie Schiffe, Fachwerkgasthöfe und Ballettszenen zeigten, die bei Puzzlespielen nicht ihrer Schönheit, sondern ihrer monotonen Schwierigkeit wegen so beliebt sind, waren die allgegenwärtige Verzierung floraler Kaminschirme, bestickter und mit Troddeln versehener Tischdecken und mit knallbunten Kissen so überladener Sofas, dass für den Hintern des Sitzenden nur ein verschwindend kleines Plätzchen blieb. Ich schlenderte durch all das hindurch, unter gelegentlichen wortlosen Gesten der Anerkennung, und ließ den Blick zur Erholung hinauf zur Decke wandern, obwohl selbst dort sich ein gewebtes Etwas von nahezu viktorianischer Suggestionskraft ausdehnte, als würde es die Ketten des Kronleuchters hinunterwachsen. Als ich ihr höflich in die Küche folgte, um Kaffee zu holen, entdeckte ich die Färbekammer, in der Stränge roter und oranger Wolle hingen und in Eimer tropften, wobei sie einen strengen Geruch absonderten.

Sie wirkte geistig abwesend, enttäuscht und gelegentlich zickig, deshalb gab ich nichts auf ihre Grobheit oder nahm sie als Witz. Sie war fast eins achtzig groß, trug ein malvenfarbenes Häkelkleid, die langen Beine in lila Strümpfen und Hexenschuhen mit Schnallen, das Haar ordentlich und leblos um das kleine, blassgepuderte Gesicht frisiert: Forsch, bekümmert, humorlos und schmerzhaft künstlerisch veranlagt - ich erkannte sofort, wie skurril sie war, glaubte aber, ich könnte lernen, in ihr eine traurige,

aber verständnisvolle Frau zu sehen. Als ich ein winziges Stück glasierten Kuchen ablehnte, sagte sie: «Ja, Sie sollten abnehmen, mindestens zehn Pfund, lieber kein Kuchen», und nahm sich nur selbst ein Stück, mit dem ruhigen Anstand derjenigen, die niemals auf solche Art dick werden würden, wie sie sich bei mir abzeichnete. «Ich bin sehr beschäftigt», sagte sie. «Ich arbeite an einer neuen Altardecke für die Kathedrale. Sie dürfen mich nicht zu lange aufhalten.»

Ich lächelte und sagte: «Natürlich nicht.» Mir kam der Gedanke, dass auch Luc vielleicht sehr groß und dünn sein könnte.

«Trotzdem bin ich froh, Sie allein zu treffen, während Luc nicht da ist», sagte sie, als engagierte sie mich für einen Auftrag, der besonders heikel und grässlich war. Doch es war das «nicht da», was in meinen Gedanken und Vorsätzen widerhallte. Nicht da! Damit war der Druck verschwunden, ich hatte umsonst die vorsichtigen Eröffnungssätze unseres ersten Gesprächs eingeübt. Anscheinend war er mit Freunden an die Küste gereist, niemand hatte ihn aufhalten können, allerdings hatte Frau Altidore ihn gebeten, ein paar Bücher mitzunehmen, und hielt stirnrunzelnd an der Überzeugung fest, dass er lernen würde. Sie sprach in einem Ton distanzierter Verzweiflung von ihm; doch mehrmals korrigierte sie sich selbst und rief uns beiden ins Gedächtnis, wie klug er war, klüger als die meisten. Er war eigensinnig, unruhig und undurchschaubar, doch andererseits war er liebenswürdig, in sich gekehrt und ohne Frage ein guter Junge. Wenn sie von ihrer Verzweiflung sprach, beruhigte ich sie mit den üblichen Floskeln und brachte bescheiden meine Zuversicht zum Ausdruck, ich würde mein Bestes tun; und wenn sie sich wieder mit ihm solidarisierte, merkte ich, dass ich ein wenig eifersüchtig war und mich fragte, wie ich ihn aus ihrem buntscheckigen Netz befreien könne.

Sie erzählte mir, Luc sei Student am Gymnasium von *Sankt Narziss* gewesen, der ältesten und exklusivsten Jesuitenschule des Bezirks, wo er die Kinder verschiedener wichtiger Anwälte und Bankiers zu Freunden hatte, deren Namen mir nichts sagten. Doch im letzten Sommer, nach einem undurchsichtigen Vorfall, den näher zu erläutern «eine zu große Vergeudung unser beider Zeit» wäre, hatte man ihn aufgefordert, die Schule zu verlassen. Nun fragte sich, wie er seine Schulausbildung beenden könne: Frau Altidore war der Meinung, sie habe ihn überredet, es am College zu versuchen – vielleicht in England. Sie hatte gehört, dass es in Dorset ein europäisches Austauschprogramm gebe und man dort Erfahrung im Umgang mit sensiblen Außenseitern habe. Luc selbst war ganz begeistert davon, ins Ausland zu gehen. Meine Aufgabe war es, ihm seine Flucht zu erleichtern – seine englische Konversation aufzupolieren, die anscheinend bereits fast perfekt war, und seine Kenntnis der englischen Literatur zu vertiefen: Milton, Wordsworth, Margaret Drabble und welche Autoren mir sonst wichtig erschienen.

Bevor ich ging, fragte sie mich, welche anderen Schüler ich hätte, und schien zufrieden, dass es bisher nur einen weiteren gab, was mich in die Lage versetzte, mich ganz der Arbeit mit Luc zu widmen. Sie wollte wissen, wer der zweite war; als ich sagte, es sei Marcel Echevin, hob sie die Augenbrauen und schüttelte den Kopf. Sie hielt ihn für einen passenden Stallgenossen, wenn auch hoffnungslos minderbemittelt. «Versuchen Sie nicht, Zeit zu sparen, indem Sie Echevin zur selben Zeit wie meinen Sohn unterrichten», riet sie mir. «Sie passen überhaupt nicht zusammen. Ich hoffe, ich kann Ihnen trauen.»

Das Wetter war windig und heiß, ideale Septembertage, an den Bäumen zitterten die Blätter mit ihren blassen